



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein nationales Bühnenspiel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein nationales Bühnenspiel.



ihre Lust am Jubiläenfeiern treibt mitunter wundersame Blüten. Da hat zur Feier von Lessings hundertjährigem Todestage die Burschenschaft „Arminia“ in Czernowitz einem Herrn Franz Reim den Auftrag ertheilt, „für diesen Festtag ein nationales Bühnenspiel zu schaffen, das zugleich auch die Gelegenheit der gleichzeitigen Gründungsfeier dieses akademischen Vereins verherrlichen“ sollte. *) Diese Aufforderung traf Herrn Reim so zu sagen in der zwölften Stunde. Dennoch gelang der Wurf, und — nun, der Dichter mag uns die Geschichte seiner Dichtung selbst erzählen, denn er schreibt ein zu allerliebstes Deutsch, und es wäre schade um jede Wendung, die davon verloren ginge. Also: „Die erste Skizze war unter sechs Tagen vollendet. Frisch aus dem ersten Guffe ging das Lustspiel am 16. Februar 1881 mit durchgreifendem Erfolge über die Bretter des deutschen Theaters zu Czernowitz. Es sollte aber bei diesem allerersten Entwurfe nicht bleiben. Bei der ganzen Arbeit hatte mich ein freier, unabhängiger Humor getragen. Der Wille, kein Gelegenheitsstück, sondern eine selbständige, bühnengerechte Komödie zu erschaffen, wuchs unter der Arbeit. Nun kam noch der Erfolg auf anderen Bühnen hinzu und ließ mich zufrieden sein, daß ich allmählig die einfache Grundform bereichert, die komischen Scenen vervielfältigt hatte. So entstand das vorliegende Lustspiel „Der Meisterschüler“ als ein Miniaturbild aus der bürgerlich-künstlerischen Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.“

Wir wollen versuchen, von diesem „Bühnenspiel“ des Herrn Reim unsern Lesern eine möglichst getreue Beschreibung zu geben.

*) Der Meisterschüler. Lustspiel in drei Akten von Franz Reim. Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1881.

Der erste Act spielt zunächst im Pfarrhause zu Ramenz. Justine, Lessings Schwester, hat eben im Auftrage ihrer Mutter einen Weihnachtskuchen für den Bruder gebacken und ist damit beschäftigt, ihn für die Post zurecht zu machen. Sie thut das nicht in der besten Laune, denn sie liebt ihren Bruder nicht besonders zärtlich, weil sie ihrer Eitelkeit wegen früher oft von ihm geneckt worden ist, sie ist auch neidisch auf ihn, weil er ihrer Meinung nach von der Mutter verwöhnt wird, und sie hat endlich neuerdings von dem Cantor Fuchs, dem Herrn Gevatter, dessen Nefse Damon mit Lessing zusammen auf der Universität in Leipzig ist, gehört, warum der Bruder so selten schreibe: er verkehre mit läuderlichem Volk, mit Komödianten, mit denen er die Weihnachts- und Osterkuchen der Mutter theile. So begreift man denn das folgende Gespräch zwischen Mutter und Tochter:

Justine. Ist das ein Volk, die Leipziger Studenten!
O! es giebt gar nichts Argres in der Welt!

Die Mutter. Was die nicht weiß!

Justine. Sie leben wie die Heiden,
Sie schlagen sich mit Schlägern vor den Kopf,
Sie rauchen keck aus ellenlangen Pfeifen,
Sie kleiden sich ganz närrisch und verrückt,
Sie gehn einher in meilenlangen Stiefeln,
Und jeder kämmt sein Haar bloß mit der Hand.

Die Mutter. Es wird nicht gar so schrecklich sein, Justinchen,
Und unser Gotthold macht nicht alles mit.

Diese Verse geben zugleich eine charakteristische Probe von der Umgangssprache, die im Ramenzer Pfarrhause üblich ist. „Was die nicht weiß“ — „ganz närrisch und verrückt“ — „unser Gotthold macht nicht alles mit“ — dergleichen Wendungen nehmen sich freilich in fünffüßigen Sätzen wunderbarlich genug aus; allein was kann der Dichter dafür, wenn sich die Frau Pfarrerin und ihr Fräulein Tochter so vulgär unterhalten? Noch wunderlicher sind neben den „ellenlangen Pfeifen“ die „meilenlangen Stiefel.“ Vermuthlich hat Herr Keim einmal etwas von Siebenmeilenstiefeln gehört und sich darunter Stiefel von ungeheurer Länge vorgestellt.

Während Mutter und Tochter noch ihre Meinungen austauschen, bringt Pastor Lessing den Cantor Fuchs, der im Begriff ist mit der Post nach Leipzig zu fahren und den Kuchen mitnehmen soll. Der Herr Gevatter hat dem Pastor gegenüber etwas auf dem Herzen. Nachdem daher die Frauen weggeschickt sind, um die Kuchenschachtel nach dem Postwagen zu bringen, vertraut der Cantor dem Freunde an, daß das Stipendium, welches Gotthold als studiosus theologiae von den Vätern der Gemeinde beziehe, auf dem Spiele stehe in Folge der schlimmen Nachrichten, die über Gottholds Leben in Leipzig eingelaufen seien. Gotthold sei gar kein Theolog, er habe „eine eigne Facultät.“ Damit zieht der Cantor ein Briefchen von Lessings Hand hervor, welches Damon gefunden und dem Dheim als Beleg nach Ramenz geschickt hat, und welches lautet:

Mademoiselle,

Ich bin entzückt von Ihrer hohen Kunst.
Was war ich doch für ein armsel'ger Träumer
Bei meinen Büchern!
Der Teufel hol' die ewige Gefahrtheit!
Sofie, ich bin Ihr neuer Molldre.

Der alte Pfarrer starrt den Zettel an, „zerknüllt“ ihn, läßt ihn zu Boden fallen und bricht in die Worte aus:

Das ist ein Blendwerk, und wir sind bethört!
Mein weißes Haar! Die Ehre meines Lebens
Mit ein paar Worten ganz dahin, dahin! —
Ein Komödiant, ein Taugenichts, ein Wüßling! —
Justine! Mutter! Tinte und Papier!

Als darauf von den vier Angerufenen die ersten beiden, die inzwischen von ihrem Gange zur Post wieder zurückgekehrt sind, erscheinen, treibt sie der Pfarrer wieder hinaus, wendet sich zu den beiden letztern, zu Tinte und Papier, die auf dem Tische in promptu sind, und schreibt an Gotthold folgenden lapidaren Brief:

Komm' allsogleich, die Mutter liegt — im Sterben.
So spricht Dein Vater.

Mit diesem Begleitschreiben zur Kuchenschachtel begiebt sich der Cantor zur Post, um abzureisen, während der alte Pastor wie ein zweiter Graf Moor sich verzweifelnd vor die Stirn schlägt und noch einmal über das andere ausruft: „Mein weißes Haar! Die Ehre meines Lebens! Er ist kein Theolog!“ Der letzte Ausruf kehrt nach kurzen Intervallen dreimal wieder — unläugbar eine höchst dankbare Aufgabe für einen Darsteller von Heldenvätern.

Nachdem der Alte „kopfschüttelnd nach rechts“ hinausgegangen ist, bleibt Justine, welche die Verzweiflungsausbrüche ihres Vaters mit angehört, auch einen mißlungenen Versuch gemacht hat, den auf dem Boden liegenden Zettel an sich zu bringen, allein im Zimmer zurück und strömt ihre Gedanken und Empfindungen in folgenden Monolog aus:

So außer sich sah ich noch nie den Vater.
Was dieser Zettel nur bedeuten mag?
Ich setz' mir's in den Kopf, ich muß das wissen.
Bei unser einem da wird nie gefragt:
Wie geht's Dir, Mädchen, und was machst Du, Mädchen?
Ich muß des Morgens fünf Uhr aus dem Bett,
Muß Feuer machen und die Küche scheuern
Und meine zehn Geschwister allesammt
Von Kopf zu Füßen waschen, frisch auf kleiden,
Kurz, was es nur im Haus an Arbeit giebt,
Das schiebt man der Justine in die Schuhe.
Ich komm' kein einzigmal zu einem Tanz,
Ich nasche nicht, ich pug' mich nicht mit Bändern,
Doch niemand sagt: Du bist ein braves Kind.

Ich will's auch nicht, es soll's auch niemand sagen,
 Doch was ich jetzt von unserm Gotthold weiß,
 Und was vielleicht der Cantor hier verrathen,
 Das wirft ein Licht auf das Studentenvolk. —
 O, wenn ich einen Tag nur Rector wäre,
 Sie müßten in den Carcer allesammt!

Die arme Justine hat in der That kein beneidenswerthes Loos. Gretchen im „Faust“ hatte es bei ihrer Mutter golden dagegen. Sie mußte zwar auch „kochen, fegen, stricken und nähen und laufen früh und spät,“ mußte „früh am Tage schon — die Stunde giebt Goethe leider nicht näher an — am Waschtrog stehen, dann auf dem Markt und an dem Herde sorgen.“ Aber sie hatte doch nur ein einziges Schwesterchen zu verpflegen, die arme Justine dagegen zehn Geschwister! Man kann es ihr daher nicht verübeln, daß sie ihrem Mißmuthe gelegentlich, wenn sie so allein auf der Bühne ist wie hier, ganz gehörig Luft macht. Und das thut sie ja auch. Man beachte nur das inhaltreiche „da“ in der vierten Zeile: „Bei unser einem da wird nie gefragt!“ Was kann eine geistvolle Schauspielerin alles in diese eine prägnante Silbe legen! Man übersehe auch das „Doch“ am Anfang der fünftletzten Zeile nicht. Von einem logischen Gegensatz, wie ihn diese Partikel sonst auszudrücken pflegt, ist hier zwar keine Spur. Aber das soll auch nicht der Fall sein; die Erregung Justinens kann gar nicht drastischer gemalt werden als durch diese möglichst unlogische Gedankenverbindung.

Die letzten Worte Justinens leiten aber zugleich in sinnreicher Weise hinüber zu dem veränderten Schauplatz in der zweiten Hälfte des ersten Actes. Die Bühne verwandelt sich, und wir werden nach Leipzig in Lessings Studentensübchen versetzt. Drei Insassen theilen sich in den bescheidenen Raum. Außer Lessing bewohnt ihn schon seit Jahresfrist auch Damon, der Nefte des Herrn Cantor Fuchs, ein eifriger Gottschedianer, der bei seinem Herrn und Meister ars poetica hört, bei der Frau Professorin einen Freitisch genießt, über einer Preisarbeit De intolerantia schwigt und außerdem heimlich an einer Haupt- und Staatsaction in Alexandrinern, „Leonidas,“ arbeitet. Der dritte im Bunde ist seit einigen Wochen Mylius, ein — ums kurz zu sagen — verlumptes Genie.

Es ist Morgen. Der fleißige Damon arbeitet bereits schweigsam an seinem Stehpulte. Lessing geht mit verschränkten Armen nachdenklich auf und ab, Mylius hat sich eben vom Lager erhoben und tritt in unvollständigem, herabgekommenem Anzuge, seine Halskrause ordnend, aus der Seitenthür, und indem er vor einem kleinen Spiegel, der über dem ärmlichen Sofa an der Wand hängt, Toilette macht, gedenkt er des gestrigen Abends, wo er mit Lessing, „wirklich scharf gezecht,“ der letztere wahrscheinlich auch „wieder hoch gespielt“ hat. Plötzlich „schlägt“ er Lessing auf die Schulter und sagt:

Du bist ein Cavalier.

Zwar nicht von Abkunft, noch von ird'schen Gütern,

Das könnten andre auch — Du bist's an Geist.
 Wir aber sind Dein Troß, Du edler Ritter.
 Die Dame aber, die Du Dir erwählt hast,
 Für die Du borgst und bürgst, das ist die Kunst.
 Im Anfang eine eigensinn'ge Dame
 Und spröb', verteufelt spröb'. — Doch halt nur aus!
 Dem echten Künstler wird sie sich entschleiern.
 Hab' guten Muth! Wir sind nur einmal jung —

worauf Lessing nicht etwa, wie man erwarten sollte, den plumpen Schmeichler irgend wo andershin schlägt, sondern „sinnend“ entgegnet: „Es ist wohl möglich, Mylius, daß Du Recht hast.“ Hierauf neckt Mylius den Studiengenossen, der nichts davon hören will und an die gemeinschaftlich unternommene Marivaux-Uebersetzung mahnt, mit seinem häufigen Besuch der Theaterproben bei der Neuberischen Truppe, von denen man sich viel erzähle, und meint, er gehe wohl gar der kleinen Lorenz zu liebe so oft hin. Da mengt sich Damon ein und bittet sich Ruhe zu seiner Arbeit aus, aber Mylius kehrt sich nicht im geringsten daran, sondern setzt seine Schmeichelei gegen Lessing in folgender Weise fort, indem er diesmal auch sich selber dabei nicht vergißt:

Glaubst Du im Ernst, ich wollte Dich nur necken?
 Du bist mein Freund, Du theilst mit mir Dein Brod,
 Dein Kämmerlein und Deinen Schatz, die Bücher;
 Und wenn mein Rock auch schlecht zur Mode paßt,
 Mein Strumpf durchlöchert und mein Schuh verbraucht ist,
 Ich bin Dir dankbar und ich geb' Dir Wahrheit,
 Das einz'ge Gut, das ich Dir geben kann.

Diese „Wahrheit“ läuft dann auf den guten Vorschlag hinaus, Lessing möge seinen Vater von dem Gedanken abbringen, einen Pfarrer aus ihm zu machen:

Sanct Augustinus taugt nicht viel für Dich,
 Du gehst zu Gast bei Molière und Shakespeare.

Lessing findet auch dies wieder ganz in der Ordnung, verräth, weil Mylius „von einer Probe da gesprochen“ (was gar nicht wahr ist, denn Mylius hat von „Proben“ geredet), daß diese Probe seinem eignen Stücke gelte: „Der junge Gelehrte,“ wobei er verstohlen auf Damon deutet. Mylius beglückwünscht ihn dazu und — begiebt sich dann schleunigst zum Fröhshoppen: „Ich geh' und trink' auf Dein Genie.“

Nachdem Mylius das Zimmer verlassen, entspinnt sich ein Gespräch zwischen Damon und Lessing, das mit folgender äußerst witzigen Stichomythie anhebt:

Damon. Und nun erst haben wir zwei was zu reden.
 Lessing. Sie reden also auch, das ist mir neu.
 Damon. Wir sind ein Jahr nun Stubenkameraden —
 Lessing. Ein Jahr? Es kommt mir völlig auch so vor.

Damon beschwert sich bitter über den frechen Eindringling, der sich seit einiger Zeit in ihrer Wohnung eingenistet habe, verlangt, daß Mylius spätestens in

vierzehn Tagen das Zimmer räumen solle, legt dann die Feder aufs Pult, nimmt Hut und Stock und geht gleichfalls ab.

Lessing, der nun schließlich allein ist, beschäftigt sich zuerst damit, die bereits von Mylius begonnene Charakteristik von sich und seinen beiden Stubengenossen noch etwas genauer abzustufen und namentlich Damon eingehender, als es bisher geschehen, dabei zu berücksichtigen. Er ruft ihm nach:

Ja, Deinesgleichen bin ich nicht, Pedant!
Zwar bin ich auch kein Mylius, wie ich glaube,
Dazu fehlt mir der allzuleichte Sinn;
Doch Mylius ist ein Gott vor Deinesgleichen,
Er hat ein Herz, Du, Mumie, hast keins!

Hierauf zieht er ein Heft aus der Tasche, vermuthlich ein Duplicat des in den Händen der Neuberin befindlichen „Sungen Gelehrten,“ und hält es triumphirend empor mit den Worten:

Und wenn der Mann der Ordnung uns verachtet,
Dann strafe du ihn, mein Komödienspiel,
Zeig sein Gesicht der Welt und mach' sie lachen,
Und wenn sie lacht, hat der Poet gesiegt.

In diesem Augenblicke fällt ihm ein, daß heute ja die Leseprobe des „Sungen Gelehrten“ stattfinden solle und „Mutter Neuber“ ihm versprochen habe, Nachricht von dem Erfolg derselben zu bringen. Kaum hat er das gedacht, natürlich laut gedacht, so öffnet sich auch schon die Thür, und die Neuberin höchstselbst erscheint in Begleitung ihrer muntern Liebhaberin, Sophie Lorenz, in der Wohnung des Studenten Lessing!

Gleich nachdem sie eingetreten, verfällt die Aermste mit derselben Plötzlichkeit, wie vorher Mylius, ins Prophezeien und declamirt:

Wir bringen beide Heil und Glück dem Dichter.
Die Leseprobe war die erste Stufe
Zum räthselhaften Tempel des Erfolgs.
Was ich, die Alte, die Theatermutter,
Nach meinem besten Handwerkswissen weiß,
Will ich dem Dichter in ein Urtheil fassen:
Alles in allem — Euer Stück ist gut . . .
Ihr werdet manchen Meister übertreffen,
Wenn Ihr vom Weg der Wahrheit nimmer weicht.
Jetzt wißt Ihr, was Ihr wissen sollt, mein Bester,
Wir haben Euch's verkündet, jetzt lebt wohl!

Darauf verzieht sie sich wieder, aber — ohne ihre Begleiterin. Die Lorenz, die bisher noch nichts gesagt hat, „bleibt durch Gottholds Blick festgehalten lächelnd stehen,“ was Lessing zu der gewiß sehr passenden Frage veranlaßt: „Will die Erscheinung wie ein Traumbild schwinden?“ Die Erscheinung verschwindet infolge dessen noch viel weniger, sie bleibt sehr couragös mit dem Studenten Lessing allein, scherzt ein Weilchen anmuthig mit ihm, und als

Lessing das Gerücht zur Sprache bringt, daß sie die Absicht habe, Leipzig zu verlassen, antwortet sie: „Wer hat denn dieses Märchen doch erfunden?“ (der Leser beachte hier wieder das höchst bedeutungsvolle „doch!“) und entwirft dann folgende Schilderung der bestehenden Theaterzustände:

Die arme Kunst lebt hier von Tag zu Tag.
Man gähnt im Schauspiel, friert in der Tragödie,
Und einzig hilft der Harlekin noch aus.
Man fordert fast Unmögliches vom Künstler,
Man will gereizt sein, überreizt sogar,
Man schmäht auf die Franzosen — und beklatscht sie,
Und nur der Unsinn macht ein volles Haus!

Damit scheint sie Lessing nichts besonders neues gesagt zu haben, denn dieser erwidert:

So war es stets, so ist's, so wird es bleiben,
Das ist nicht bloß in Leipzig hier der Fall.

Das Gespräch wendet sich dann wieder auf die Engagementsfrage. Die Lorenz will nach Wien und lädt Lessing ein, mitzukommen als — „Wie heißt man doch das Ding? — ja, Dramaturg,“ Lessing bittet sie, in Leipzig zu bleiben, und als es während dieses Gesprächs erst zum Handkuß, dann zum gemeinschaftlichen Niedersetzen auf dem Sofa, endlich gar zu einem Kniefall Lessings gekommen ist, werden plötzlich draußen Stimmen hörbar, Cantor Fuchs erscheint im Reifepelz, „gefolgt von“ Mylius, der mit der äußerst geistvollen Bemerkung ins Zimmer tritt:

Verzeihung, wenn wir stören, welch' ein Zufall!
Ich suche meinen Freund und find' ihn hier.

Fuchs übergibt darauf den Brief des Pastor Lessing, und Gotthold ruft, nachdem er ihn „durchflogen“:

Die arme Mutter krank bis auf den Tod —
Fort! Mylius, kommt! Ich muß sogleich nach Hause.

Dann wendet er sich zur Lorenz, die „in lebhafter Geberde mitempfundener hat“ und reicht ihr seine Rechte, die Sophie mit beiden Händen erfaßt. Darauf wörtlich folgender Actschluß:

Sophie. Mein armer Freund, ja wohl, Sie müssen fort.
Auf Wiedersehn! und Gott sei Ihr Geleite!
Lessing. Auf Wiedersehn! auf Wiedersehn, Sophie! —
Freund Mylius, wenn ich fern bin, gib mir Nachricht.
Mylius. Gewiß, gewiß. Und nun, Herr Cantor Fuchs,
Sie sind mein Gast. Adieu, mein schönes Fräulein!
Fuchs (ganz verwirrt die Lorenz anstarend).
Das also nennt er seine Facultät!
Man sollte gar nicht glauben — ei, der tausend!
Herr Mylius! — Adieu, Ramsell, adieu! —

(Während die Lorenz den rasch durch die Mitte Hinaustretenden bewegt nachgrüßt, dreht sich Fuchs unbeholfen im Kreise und stolpert ihnen endlich nach hinaus.)

Leider wird bei diesem vielen gleichzeitigen Abschiednehmen nicht recht klar, wer eigentlich geht und wer zurückbleibt. Das nächstliegende wäre es doch jedenfalls, wenn die Lorenz auf die Nachricht aus Ramenz hin sich schleunigst zurückzöge und Lessing dann sich reisefertig machte. Statt dessen scheint es aber, als ob zunächst Lessing hinausstürze — um also jedenfalls, wie er steht und geht, nach Ramenz zu laufen —, ihm nach dann Mylius, obwohl er in demselben Augenblicke dem Cantor seine Gastfreundschaft anbietet, endlich Fuchs, und als ob das Fräulein Lorenz schließlich allein in der Studentenwohnung zurückbliebe. Doch wie gesagt, wir wissen nicht, ob wir die Absicht des Dichters damit völlig treffen. Jedenfalls bildet das Arrangement dieses Actschlusses für einen erfahrenen und gewiegten Regisseur eine lohnende Aufgabe.

Leider nöthigt uns der Raum, mit der Vorführung der beiden nächsten Acte uns kurz zu fassen. Gewiß erräth der Leser schon, wo der zweite Act beginnt: wir sind wieder im Pfarrhause zu Ramenz. Hier trifft die besorgte Mutter eben Vorbereitungen, den Sohn, der mitten im Winterfrost nach Hause gerufen worden ist, mit einer Tasse heißem Thee zu empfangen. Justine unterstützt sie dabei etwas widerwillig, denn sie ist zornentbrannt über den armen Bruder, da sie in den Schlafrocktaschen des Vaters gestöbert und Gottholds Brief an die Lorenz darin gefunden hat und außerdem von der Mutter daran erinnert worden ist, wie Gotthold ihr einst einen Schneeball ins Nieder gesteckt habe, weil sie ihm eine Anzahl seiner Lieder verbrannt hatte. Endlich ertönt das Posthorn, die Mutter, der der Vater ihre Rolle vorgeschrieben hat, in die sie sich bei ihrer zärtlichen Liebe für Gotthold schwer genug findet, läßt sich in höchster Aufregung in den Lehnstuhl nieder, versucht in der Bibel die Parabel vom verlorenen Sohn zu lesen und sinkt endlich „in leidender Stellung“ zurück in den Stuhl. Da öffnet sich die Thür, und Lessing, in den Reisemantel gehüllt (wo mag er den herhaben? mitgenommen hat er ihn in Leipzig nicht), tritt, von Justinen, die ihn so niederträchtig als möglich empfängt, verhindert, mit Gewalt ins Zimmer. Nachdem er sich mit zwei Worten nach dem Zustande der Mutter erkundigt und sich jedenfalls schnell überzeugt hat, daß die Sache nicht so schlimm ist, wie es nach dem Briefe des Vaters schien, stellt er sich in Positur und brennt eine colossale Declamation von der Pflanne. Er erklärt, daß er sein Herz „aus tausend Kämpfen zurückbringe,“ versichert, daß sein Geist „bereit sei zum Kampfe mit aller Welt,“ und als die Mutter erstaunt fragt: „Was aber nennst Du Kampf, mein Sohn?“ antwortet er: „Das Leben,“ scheint also zu meinen, daß er bereit sei „zum Leben mit aller Welt,“ und fährt dann wörtlich fort wie folgt:

Als ich noch auf der Fürstenschule saß
 Und meine Bücher Offenbarung nannte,
 Da träumt' ich wohl, das priesterliche Kleid
 Mag den, der's trägt, zu einem König machen, —
 Jetzt glaub' ich auch an Könige nicht mehr.

Nur das ist Freude, was das Herz befriedigt;
 Ein edler Geist in eines Bettlers Kleid
 Ist mehr werth als ehrwürdige Perrücken,
 Und zu der Wahrheit führt uns jeder Weg
 Es giebt ein Allerhöchstes in der Welt,
 In Herz und Geist ist es mir aufgegangen,
 Und dieses Allerhöchste ist die Kunst.
 Sie spricht zu uns mit aller Völker Zungen,
 Bald laut und froh, bald leise und betrübt.
 Auch unser Volk lauscht gern auf diese Sprache,
 Weint mit dem Schmerz und freut sich mit der Lust.
 Doch unsre Dichter schütteln die Perrücken,
 Sind blind für Schönheit, taub für keuschen Witz;
 All' ihre Kunst ist Zerrbild ihres Lebens,
 Ist eitler Klang und wesenloser Dunst.
 O, könnt' ich doch die rechte Kunst erschaffen,
 Ich wollte gern ein Meisterschüler sein,
 Zu großer Künstler Füßen schweigsam sitzend,
 Bis mir zu guter Zeit ein Werk gelingt.

Während die Mutter, die überhaupt eine recht verständige Frau ist, diese unreifen Faselien ihres Sohnes mit mütterlicher Milde als „räthselhaft“ bezeichnet, imponiren sie dem alten Pastor derart, daß er sie „nicht so ganz übel“ findet und meint, recht und wohlverstanden sei das auch eine Predigt. Darauf entfernen sich Mutter und Schwester, um Gotthold nun nach seiner langen Expectoration „geschwind den Thee“ zu bringen, und inzwischen nimmt der Vater den Herrn Studiosus ins Gebet. Aber bald gelingt es Gotthold, den Alten durch eine zwischen Kanzel und Bühne gezogene Parallele derart zu verblüffen, daß er schließlich, als die Frauen zurückkehren, sich sogar erdreisten kann, sein Lustspielmanuscript „aus der Brust“ zu ziehen mit den Worten:

Ich möchte, daß du selber dieses Schauspiel
 Hier lesen sollst, das Werk von Deinem Sohn,

es dem Vater aufzudrängen und trotz dessen Versicherung, daß er „gar kein Urtheil für Komödien“ habe, das Versprechen abzunöthigen, daß er zur Auf- führung nach Leipzig kommen wolle. Im Anschluß hieran noch einige Zärt- lichkeiten zwischen Gotthold und Justine.

Gegen das Ende des zweiten Actes werden wir wieder in die Leipziger Studentenstube zurückversetzt. Diesmal ist sie leer. Nur Mylius steckt den Kopf zur Thür herein, horcht, tritt dann ein und geht, da er sich unbeobachtet weiß, an Damons Pult, aus dem er vorsichtig ein Schreibheft zieht: das Manuscript des „Leonidas.“ Nachdem er sich von dem Vorhandensein desselben überzeugt und es wieder an seinen Platz zurückgelegt hat, erscheint Damon. Mylius macht sich nun das Vergnügen, den armen Schelm erst mit seiner Preisarbeit, dann mit seiner Tragödie zu foppen, redet ihm vor, daß er der Mann sei, „den Lessing auszustechen,“ daß Gottsched und die Gottschedin, ja alle Kreise

Leipzigs von nichts als von seinem Trauerspiele „Leonidas“ sprächen, und beschwagt ihn, ihm das Manuscript „mit der Karte von Abdegunde“ anzuvertrauen, damit er bei der Lorenz die Aufführung desselben vermittele. Damon ist entzückt von dieser Idee, schüttelt Mylius die Hand und ruft: „Setzt seid Ihr ganz mein Mann,“ und um doch die fünf Samben vollzumachen — denn weiter hat's wirklich keinen Zweck — fügt er noch hinzu: „Sapienti sat!“ Triumphirend übergiebt Damon Mylius das Manuscript, schon schwärmt er, Mylius um den Hals fallend, von seinen Erfolgen, Lessing sei gegen ihn „ein reines Nichts,“ und nachdem er sich aufgemacht, um die Empfehlungskarte der Frau Gottschedin zu besorgen, ruft Mylius mit schallendem Hohngelächter und mit einer so teuflisch boshaften Alliteration, daß Richard Wagners „neidischer Nickel“ ein „reines Nichts“ dagegen ist, ihm nach:

Nun hat die schöne Lorenz Stoff zum Lachen,
Noch niemals ging ein größerer Narr ins Netz!

Zu Anfange des dritten Actes blicken wir in die Theatergarderobe der Neuberischen Bühne in Leipzig. Die erste Aufführung von Lessings Lustspiel nähert sich ihrem Ende — ganz à la Lindau's „Erfolg“. Der junge Dichter steht mit gekreuzten Armen nachdenklich im Vordergrund. Da hört man Beifallklatschen und stürmischen Zuruf hinter der Scene, die Lorenz tritt herein mit den Worten:

Wo ist der Dichter? läßt er sich nicht finden?

Das ganze Haus ruft „Lessing“ — Freund! wach auf!

und sucht Lessing zu bewegen, mit auf die Bühne zu kommen und sich dem Volke zu zeigen. Lessing zieht hierauf zunächst eine längere Parallele zwischen sich und Coriolan, küßt dann die Lorenz zum Danke auf die Stirne, denn sie allein habe ihn verstanden, nicht das Volk, nur ihre Kunst habe ihm diesen Beifall errungen, und als die Lorenz erwiedert, daß doch auch das Volk ihn verstehe, kriegt zu guter Letzt der arme Lessing auch noch selber das Prophezeien und sagt:

Ein schöner Wunsch! Vielleicht in hundert Jahren!
Wir Deutsche sind ja noch kein rechtes Volk.
Wir sprechen deutsch und dulden fremde Sitten,
Wir haben noch den Stolz nicht, das zu sein,
Was wir doch ewig sind und bleiben müssen.
Bevor's geschieht, o liebe Freundin, sterb' ich,
Doch wenn's geschieht, dann sprengt mein Geist sein Grab.

Das Publicum hinter der Scene ist inzwischen, damit doch auf der Bühne etwas gesprochen werden könne, so rücksvoll, seinen Beifall in mehreren Abtheilungen mit angemessenen Pausen zu spenden, und als es zum drittenmale damit losbricht, drängt Sophie: „Hinaus, hinaus! Man ruft Sie jetzt wie rasend.“ Da bietet ihr endlich Lessing lächelnd den Arm und folgt ihr mit dem stolzen, dem Dichter hier gewiß nicht zufällig entschlüpften, sondern weise beabsichtigten Alexandriner: „Coriolanus geht und zeigt sich seinem Volk.“

Raum sind sie hinaus, wer erscheint? Hier, in der Theatergarderobe! Der Leser wird es schwerlich errathen: Damon und der Herr Cantor Fuchs! Wie sie hier herein kommen und was sie hier zu suchen haben, darnach darf man nun freilich nicht fragen. Es wird sich sofort zeigen, daß der Dichter sie eben beide nothwendig braucht. Fuchs und sein wackerer Neffe haben das Lessingsche Stück auch mit angesehen, Damon ergeht sich in höchst wegwerfenden Urtheilen darüber, während der Alte, dem es hier in der Umgebung dieser Weiberröcke etwas unheimlich zu Muthe wird, den Neffen drängt, mitzukommen und ein Gläschen mit ihm zu leeren. Als der Beifall des Publicums draußen gar zum vierten und fünftenmale ertönt, sagt Damon:

Wie dumm!

Sie klatschen Beifall diesen Albernheiten.

Leonidas! wenn der einmal sich regt,

Dann, beim Apoll! soll dieses Haus erzittern.

Nach wenigen Augenblicken treten Lessing und die Lorenz, die Neuberin, eine Anzahl anderer Schauspieler und — Mylius in die Theatergarderobe. Was der letztere hier zu suchen hat, das wissen wieder die Götter. Vielleicht hat er die Cassengeschäfte heute besorgt. Sedenfalls braucht der Dichter auch ihn.

Man sollte nun meinen, alles wäre mit Lessing und mit dem Erfolge seines Stückes beschäftigt. Bewahre Gott! Mit einem Male wird Damon durch Mylius in den Vordergrund geschoben: „Hier wartet noch ein Bruder in Apollo,“ Mylius fordert den Unglückseligen auf, eine der Glanzstellen seines „Leonidas“ zu declamiren:

Freund, sprech den Monolog des Ephialtes!

Der Augenblick ist feierlich, legt los!

und wiewohl der alte Fuchs, der Mylius' Absicht, Damon lächerlich zu machen, wohl durchschaut, alles anbietet seinen Neffen abzuhalten, legt Damon wirklich los und trägt seinen Monolog des Ephialtes vor, eine wahre Prachtnummer à la Gryphius oder Lohenstein. Als er geendet, bricht alles in ungeheures Gelächter und Beifallsklatschen aus, Mylius ruft: „Auf zur Kneipe!“, eine Parole, der selbst Cantor Fuchs sich fügen muß, und alle ziehen ab, Lessing und Damon, die beiden Brüder in Apoll, Arm in Arm.

Darauf letzte Scene. Verwandlung. Großes Tableau. Festkneipe. Studenten aller Farben „in Wichs“ beim Commerc an einer langen Tafel zehend und das Gaudeamus singend. Es erscheinen Mylius, ebenfalls in Wichs mit erhobenem Schläger, Lessing, Fuchs und Damon, die Lorenz mit einem Lorberfranz auf dem Haupte und andre Schauspieler und — welche Ueberraschung! — Pastor Lessing mit Justine, die also richtig nach Leipzig kutschirt sind, um der Premiere des „Sungen Gelehrten“ beizuwohnen und nun sogar den fidelem Commerc nicht verschmähen. Gotthold wird mit Hochrufen empfangen, und Justine bemerkt halbblaut zu ihrem Vater: „Die sehn ja doch nicht gar so

schrecklich aus.“ Nachdem alle Platz genommen, beschäftigen sich Fuchs und Damon, die am untersten Ende der Tafel Platz gefunden haben, damit, schlecht ihren Widerwillen zu verbergen, Mylius aber erhebt sich und ergreift das Wort zu einem fulminanten Toast auf Lessing, den „deutschen Molière“:

Heut schenkte ihm den ersten Kranz die Muse,
 Sie schenkt' ihm auch den zweiten, wenn er wirbt.
 Er hat den Neid der stumpfen Welt entwaffnet,
 Er hat mit Muth den alten Pöps besiegt.
 Auf diesen Muth, der nach dem Höchsten dürstet,
 Das Leben liebt und doch sein Sklav' nie wird,
 Auf diesen Muth — den Tod der schlechten Dichter —
 Auf Lessings Wahrheit leer' ich dieses Glas.

Alle stoßen an, jubeln und trinken, Damon und Fuchs geberden sich „lächerlich zornig.“ Als die Ruhe wieder hergestellt ist, erhebt sich Lessing und lehnt die ihm gewordene Ovation bescheiden ab. Nun aber, fährt er fort,

um doch nicht ganz Komödiant zu heißen,
 Gelob' ich mich hier laut zur Medicin.
 Auf Urkund deß' will ich ein Lied Euch sagen,
 Auf daß ein heittrer Scherz den Abend schließt.

Darauf giebt er denn in extenso sein Trinklied zum besten: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben.“ Während der letzten Strophe nimmt die Lorenz den Kranz von ihrem Haupte und setzt ihn Lessing auf. Strahlendes Morgenlicht fällt wie eine Glorie über die Gruppe, und nachdem das *Pereat tristitia* abgesungen ist, fällt unter brausendem Jubel der Vorhang.

Dies der Inhalt dieses neuesten „nationalen Bühnenspiels.“

Wir könnten uns auf diese Inhaltsangabe des Stückes beschränken, denn sie zeigt wohl deutlicher die Qualitäten der Dichtung, als irgend eine Kritik es könnte. Dennoch möchten wir noch einen kurzen Epilog hinzufügen.

Wenn die Verlagshandlung in ihrer Empfehlung des Stückes schreibt: „Dieses Lustspiel beruht auf einer wahren Anekdote aus der Leipziger Studienzeit des großen Dichters,“ so ist das zu wenig gesagt. Was hat der Verfasser offenbar gethan? Er hat aus irgend einer Lessingbiographie, vermuthlich der verwässerten von Stahr — denn hätte er sich an Danzel gehalten, so hätte sein Stück doch noch etwas mehr echte Farbe bekommen —, den sämtlichen Anekdotenram aus der Studentenzzeit Lessings herausgelesen und diesen in eine Art Handlung zu bringen gesucht. Daß er sich dabei den nafeweisen Brief hat entgehen lassen, den der vierzehnjährige Lessing als Meißner Fürstenschüler an seine Schwester geschrieben, und der an der Stelle, wo Justine die Geschichte vom Schneeball erwähnt, sich vortrefflich zur „Bereicherung der einfachen Grundform“ hätte verwenden lassen, ist wohl ein Beweis dafür, daß der Verfasser sich über das Capitel „Die Universität“ hinaus nicht viel umgesehen hat. Wie tief überhaupt seine Quellenstudien gegangen sind, zeigt am besten der Umstand,

daß er das Lessingsche Trinklied „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben,“ anstatt es in Lessings Gedichten aufzuschlagen, in der greulich verballhornten Form mitttheilt, wie es in den studentischen Commersbüchern steht!

Welch naives Machwerk auf diese Weise entstanden ist, hat der Leser gesehen. Die Hälfte des Stückes hat überhaupt keine Handlung. Ganze Strecken werden ausgefüllt durch bloßes Gerede, welches die auftretenden Personen nicht sowohl an einander — denn ihnen müssen das ja alles bekannte Dinge sein — als an uns, die Zuhörer, adressiren. Die Handlung aber, die sich wirklich aus dem Stücke herausheben läßt, ist läppisch und voller Unwahrscheinlichkeiten. Die Charaktere sind bloße Skizzen und zum Theil unangenehm verzeichnet. Aus dem alten Pastor, der ein strenger, unbeugsamer Zelot war, ist ein pathetischer Theatervater geworden, Lessing selbst würde sich im Grabe umdrehen, wenn er den unklaren Phrasenschwall läse, der ihm hier in den Mund gelegt ist, und Mylius scheint nur dazu da zu sein, um die krampfhaft bewunderung für den jungen Lessing, in welche der Zuhörer versetzt werden soll, ihm vorzumachen. An Damon ist vor allem der Name wunderbar. Bei Lessing im „Jungen Gelehrten“ heißt der Träger der Titelrolle Damis (nach den Sermons indiscrets des Marivaux). Bekanntlich entlehnte Lessing in seinen Jugenddramen, in denen er noch auf französischem Boden steht, nach französischem Vorgange selbst die Namen vielfach dem Alterthume. Herr Keim wollte uns jedenfalls mit seinem Damon recht lebendig in die Zeit versetzen, die Lessing hat zu Grabe tragen helfen. Aber wurden denn die Leute damals im Leben mit antiken Namen genannt? Im Lustspiel hießen sie Abrast, Theophan, Damon, Valer, Leander, im Leben aber Friedrich, Johann, Gottfried, Christoph, allerhöchstens Thomas oder Zacharias. Was ist dieser Damon aber auch für ein lahmer Geselle! Lessings Damis ist ein Ausbund von Geist gegen ihn. Leider fehlt es freilich dem ganzen „Lustspiel“ an dem nöthigen Witz. Auf zwei Seiten von Lessings „Jungem Gelehrten“ ist mehr wirklicher Witz zu finden als in dem ganzen „Meisterschüler.“ So oft die Leute mit einander scherzen wollen, verfallen sie in Kalauer. Die Mutter sagt: „Mach heiß den Thee, die Post wird sogleich kommen“ (in Czernowitz scheint man sogleich zu betonen). Was antwortet Justine? „D, er verbrennt sich früh genug den Mund.“ Wie paßt das überhaupt hierher? Was heißt denn „sich den Mund verbrennen?“ Ein andermal sagt Cantor Fuchs zu Damon:

Braunschweigermuhme ist ein gutes Bier,
Ein Gläschen Rheinwein, rothen oder weißen,
Vielleicht ein Tröpfchen von gebranntem Geist?

Beiläufig: Die Braunschweigermuhme (anstatt Mumme) findet sich zweimal im Texte; solchen Unsinn stehen zu lassen, ist doch eine einfache Correctorbosheit. Was entgegnet aber Damon wieder?

Gebranntem Geist? Ja wohl, der Geist ist brennend!
Allein mein Durst ist nicht von dieser Welt.

Je weniger aber das Stück an feinem Witz aufzuweisen hat, desto breiter macht sich die ordinäre Tendenz; sie ist, wie schon aus den oben angeführten ungeschickten Prophezeiungen ersichtlich ist, faustdick aufgetragen. Ohne Tendenz, ohne Hindeutungen auf die weitere Entwicklung des Gefeierten ist nun freilich ein solches Stück nicht denkbar; auch in Laubes „Karlschülern,“ im „Königsleutnant“ Gutzkows — auf den Herr Keim im Vorwort einen verschämten Seitenblick wirft und mit dem er wohl am Ende gar verglichen sein möchte? — fehlt es nicht an Tendenzstellen, und niemand wird dem Dichter eines Gelegenheitsstückes dergleichen verübeln. Es kommt nur darauf an, wie's gemacht wird, und hier im „Meisterschüler“ ist es eben herzlich plump gemacht.

Und zu alledem nun dieses Deutsch, und diese Verse! Der Dialog ist völlig unausgeglichen. Er schwankt fortwährend zwischen schwungvoller Diction, in der man gelegentlich über Anklänge an bekannte Stellen aus Goethe und Schiller stolpert, und banaler Alltagsprache, die im Zambentact sich wunderbar genug ausnimmt. Aber wenn es das nur wäre. Nein, der Ausdruck wimmelt geradezu von sprachlichen Verstößen, für welche die poetische Lizenz schlechterdings nicht als Entschuldigung gelten kann. Wer die oben citirten längeren Stellen aufmerksam gelesen hat, dem werden Wendungen aufgefallen sein, die in der That nicht klingen, als ob sie ein Deutscher, sondern ein „daitisches Bruder unsriges“ geschrieben hätte. Aber auch in den übrigen Partien trifft man fortwährend auf Steine des Anstoßes. Ist es deutsch, zu schreiben: „Wir gemeine Geister“ (vgl. auch oben S. 270 „wir Deutsche“), „Du kannst ihm's nicht vergessen,“ „so thu es ich,“ „dünnkt mir,“ „wie wär' es, wenn sie mir selber gilt“ (anstatt „gälte“), „dann würdest Du nicht sagen, ich bin Dein verlornor Sohn“ (anstatt „ich sei“)? Kann der Vers eine Construction entschuldigen wie

den Schneeball,
Den er Dir zu der (!) Kühlung Deiner Bluth
Und zu der (!) Löschung Deines heil'gen Eifers
Zu's schöne, neue Wieder gleiten ließ?

Und wer soll Verse wie

„Der junge Gelehrte.“ Copie nach dem Leben

oder

Ein jeder wahre Dichter heißt „Coriolanus“

oder

Hurrah hoch! — Hurrah hoch! Der edle Lessing lebel!
Fräulein Justine — Wacker! wacker! hurrah!

als fünffüßige Jamben sprechen? An Druckfehler ist wohl in keinem der hier angeführten Fälle zu denken, wiewohl wir auch deren eine Reihe aufzählen könnten, darunter den sehr ergötzlichen, der die Frau Gottschedin zu einer gebornen Calmus (anstatt Culmus) macht.

Aber thun wir dem harmlosen Gelegenheitsstücke nicht bitteres Unrecht an, wenn wir so streng mit ihm ins Gericht gehen? Kann man „unter sechs Tagen“

etwas viel andres schaffen? Und hat nicht der Dichter augenscheinlich nicht bloß ein sehr anspruchsloses Publicum — denn der österreichische Student steht ungefähr auf derselben Stufe wie ein Primaner oder selbst wie ein guter Secundaner eines norddeutschen Gymnasiums —, sondern auch sehr unentwickelte schauspielerische Kräfte im Auge gehabt? Gewiß ist das zu berücksichtigen. Namentlich der letztere Umstand tritt sehr auffällig und in fast komischer Weise im Stücke hervor. Wo irgend über die Betonung einer Zeile Zweifel entstehen kann und oft selbst da, wo keiner entstehen kann, hat der Dichter ängstlich durch gesperrten Druck für die richtige Auffassung Sorge getragen. Dabei ist es ihm in der Eile sogar begegnet, daß er ein paarmal selber die Betonung an falsche Stellen gebracht hat, z. B. S. 23: „Sie sollten sich nicht necken lassen,“ S. 65: „Was willst Du hier?“, wo doch jeder mit richtigem Gefühl begabte Mensch sprechen würde: „Sie sollten sich nicht necken lassen“ (denn auf dem Gegensatz von necken und sich necken lassen beruht die Pointe der Stelle) und „Was willst Du hier?“ Ebenso auffällig sind die unzähligen Anweisungen für den Vortrag, die der Dichter giebt. Die arme Justine z. B. hat allein in der ersten Scene in Zeit von etwa zwei Minuten komisch ärgerlich, ärgerlich, komisch verächtlich, schalkhaft, selbstbewußt bedeutungsvoll, vielsagend, böshaft anspielend, hell auflachend, komisch weinerlich, feierlich, aufhorchend, ironisch seufzend und endlich drastisch zu sprechen, und ähnlich alle übrigen Figuren durch das ganze Stück hindurch. Dies alles deutet ohne Zweifel auf höchst voraussetzungslose Kreise. Aber warum — und damit berühren wir den Hauptpunkt unsrer ganzen Besprechung — warum ist das Stück nicht auf diese Kreise beschränkt geblieben? Wir glauben es herzlich gern, daß es in Czernowitz „mit durchgreifendem Erfolge“ über die weltbedeutenden Bretter gegangen ist, aber mußte es denn — gedruckt und als „nationales Bühnenspiel“ in die Welt geschickt werden?

Es ist wohl nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß von der gesammten belletristischen Literatur, die jetzt in Deutschland erscheint, getrost die Hälfte ungedruckt bleiben könnte. Die Redaction einer Wochenschrift, auf deren Tisch sich allmonatlich eine ganze Fluth von Romanen, Novellen, Dramen, lyrischen und erzählenden Gedichten einstellt, kann ein Lied davon singen. Wer trägt die Schuld an dieser für unser Volk wenig ruhmvollen Ueberproduction? Der Buchhandel ebensowohl wie die Kritik. Daß auch in unsern bessern populären Wochen- und Monatschriften — ganz zu schweigen von der localen Tagespresse — die Kritik gegenwärtig viel zu lax gehandhabt wird, theils absichtlich von gewissenlosen, theils unabsichtlich von urtheilslosen Leuten, darüber herrscht wohl unter Verständigen nur eine Stimme. Nun wohl, die Kritik, welche ausbleibt, nachdem die Bücher gedruckt sind, sollte ihre Schuldigkeit thun, ehe sie gedruckt werden; mit andern Worten: der Verlagsbuchhandel sollte nichts in die Oeffentlichkeit bringen, ohne sich vorher über den Werth der Sache gehörig informirt zu haben.

Als uns vor kurzem ein angesehenener Verlagsbuchhändler persönlich sein neuestes Verlagswerk übergab, blätterten wir es in seiner Gegenwart an, und zufällig fiel uns ein höchst fragwürdig stilisirter Satz in die Augen. „Das Buch ist wohl gut geschrieben?“ fragten wir beiläufig. — „Das weiß ich nicht, ich habe es nicht gelesen.“ — „Was? Nicht gelesen? Und doch gedruckt?“ — „Ja, was denken Sie? Wenn ich alle Bücher lesen sollte, die ich drucke, so hätte ich viel zu thun.“ In diese Kategorie der nicht gelesenen und doch gedruckten Bücher, die einen größern Umfang hat, als das Publicum sich träumen läßt, gehört sicherlich auch der „Meisterschüler“ des Herrn Franz Klein. Wir würden glauben, dem guten Geschmack der Verlags-handlung zu nahe zu treten, wenn wir annehmen wollten, daß es anders sei.



Deutsche Palästinafahrten.*)

2. Auf der See und im heiligen Lande.



egreiflicher Weise wurde die Seereise mit gehobenen Gefühlen angetreten, denen man durch entsprechende Feierlichkeiten Ausdruck verlieh. Man trank die sogenannte Johannisminne, fiel auf die Kniee und sang fromme Lieder. Von einem Franzosen wird ausdrücklich anerkannt, daß die Deutschen sich im Vergleich zu andern Pilgern dadurch auszeichneten, daß sie nicht eitle und lästerliche, sondern gottesfürchtige Gesänge anstimmten. Während der darauf abgehaltenen Messe betete alles inbrünstig um „Stille des Meeres und glückhaften Wind.“ Wessen Seele hätte nun nicht höheren Schwung nehmen und nicht von bester Hoffnung erfüllt sein sollen? Wehte doch neben der Fahne des Patrons und der des heiligen Markus auch das Banner des Papstes und die Pilgerfahne — weiß mit rothem Kreuze — vom Mast herab!

Die Seefahrt, welche gewöhnlich über Parenzo, Rovigno, Pola, Zara, Ragusa, Zante, Modon und Cerigo nach Candia und von da über Rhodus und Cypern ging, ihr Ende aber in Jaffa erreichte, dauerte meist sechs bis acht Wochen und bot dem deutschen Pilger reiche Gelegenheiten, Erfahrungen angenehmer und unangenehmer Art zu sammeln. Gewöhnlich treten sehr bald die Enttäuschungen ein. Einmal stellt sich kurze Zeit nach der Abfahrt heraus, daß das Schiff undicht ist und fortwährendes Pumpen, an dem auch Pilger theilnehmen müssen, nothwendig macht. Die Passagiere verlangen energisch

*) Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande, herausgegeben und erläutert von Reinhold Köhricht und Heinrich Meisner. Berlin, Weidmann, 1880.